

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 31

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

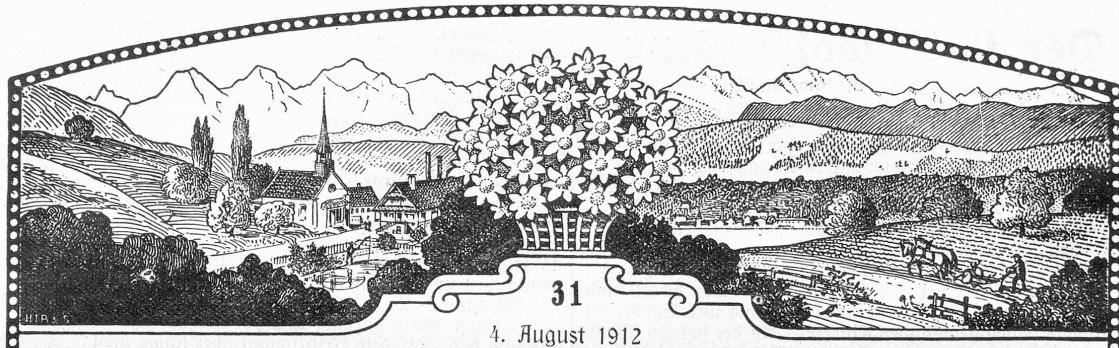
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Zum ersten August.

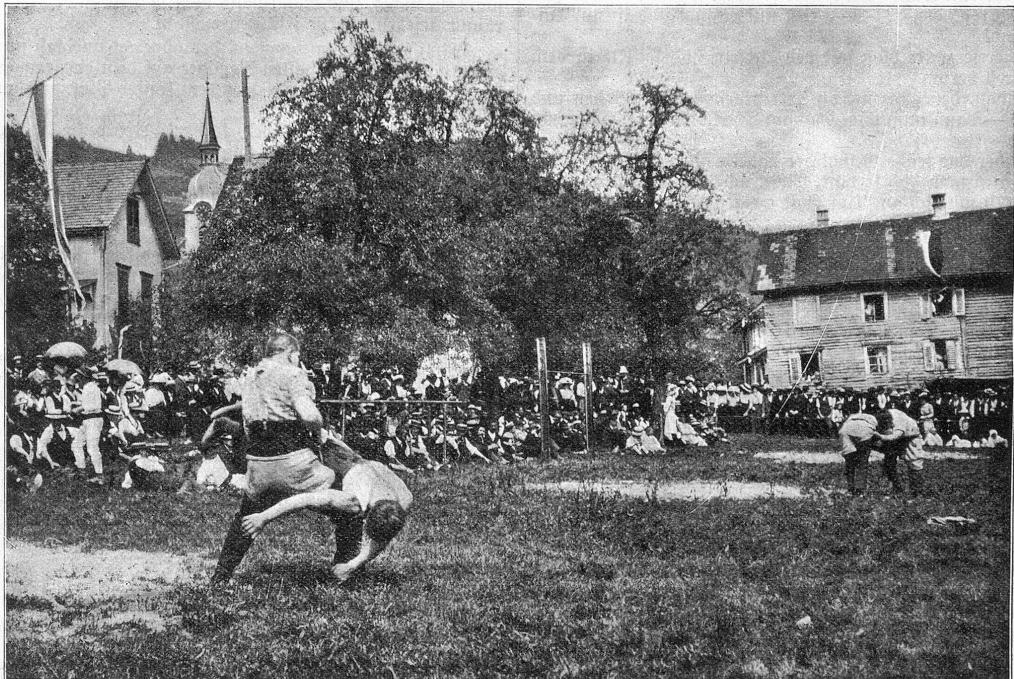
(Nachdruck verboten.)

Wieder mahnt der Schall der Glocken
Und der Freudenfeuer Schein,
Laßt des Bundes uns gedenken,
Laßt uns fest und einig sein.
Was die Väter uns erwarben
Einst in manhem blut'gen Streit,
Das werd' nicht durch kleinen Hader
Und Parteienzwist entzweit.

Heute schreckt nicht unsfern Frieden
Auß'rer Feind und Kriegsgebraus,
Aber inn're Fehde rüttelt
An der Eidgenossen Haus,
Diesen Groll laßt uns bekämpfen
Mit dem alten Schweizertrutz,
Laßt uns einig denken, handeln,
Zu der Heimat Ehr und Schutz.

Lodre hell von unsfern Bergen
Auf zum Himmel, Feuerbrand!
Meld' es droben unsfern Ahnen
Daß mit Lieb', mit Herz und Hand
Ihre Erbschaft wir verwalten
Eingededenk all' ihrer Not,
Daß uns uns're gold'ne Freiheit
Heilig ist bis in den Tod.

E. Wüterich.



Vom ersten Schwing- und Alpplerfest in Unter-Aegeri (Zug).

Der Lattenhofer Sepp.

Erzählung von Max Gräd.

7 (Nachdruck verboten.)
Guten Abend, Frau Kränzler; bin so arg aufgehalten worden, und jetzt frierts mich wie einen nassen Pudel!

Im Ofenrohr steht ein heißer Kaffee, den habe ich für Sie aufgehoben, sagte die andere gutmütig.

Dank schön! Den kann ich schon gut brauchen!

Gut Nacht, Theres!

Gut Nacht, Frau Kränzler!

Die enge Kammer, die Therese betrat, war eiskalt und machte trotz der darin herrschenden Ordnung und Sauberkeit durchaus keinen gemütlichen Eindruck. An der schiefen Wand stand ein reines bezogenes Bett, darüber ein aus weißem Holz allerliebst geschnitztes Bild in Medaillonform, von einem aus Lilien zusammengesetzten Rahmen umgeben. Das Licht der von dem Mädchen entzündeten kleinen Lampe fiel unmittelbar darauf. Thereses ohnehin kummervolles hübsches Gesicht wurde noch trauriger. Sie nahm sorgfältig die Schnitzerei vom Nagel, setzte sich auf den Bettrand und betrachtete sie eine ganze Weile. Langsam rannen Tränen auf Träne darauf nieder. Dann ermannte sie sich plötzlich, hängte das Bild wieder an seinen Nagel und wechselte die Kleidung.

Ich kanns auch nicht mehr anders machen!

Sie warf trotzig die Lippen auf, ging in die Küche und holte sich den versprochenen Kaffee, den sie gleich am warmen Herd mit Bechern schlürfte.

Grüß Gott, Refi!

Über das ganze, runde, rosige Gesicht lachend, vollkommen zum Ausgehn gerüstet, mit modernem Jakkett und Märschenhut stand ein junges Mädchen unter der Küchentür.

Da hockt schon wieder wie eine Alte und vertraut ihr Leben! Schmeichelnd klopfte sie Therese auf die Schulter. Geh — sei doch nicht so, heut wenigstens komm einmal mit! Laß mich doch in Ruh, Mali, ich mag halt nicht. Das kannst jetzt doch schon wissen.

Aber eine Dummheit ist — so jung, so schön — wer gibt dir denn was drum? Man lebt nur einmal und ist nur einmal jung!

Therese zuckte bloß mit den Achseln und löffelte in dem Kaffeekessel herum.

Schau, den ganzen Tag hart arbeiten, sich schinden und plagen — dann muß man doch am Abend eine Entschädigung haben!

Über das trübe Gesicht der andern ging ein Lächeln.

Wenn man dich so hört, Mali, möcht man grad meinen, du hättest wirklich am Tag Gott weiß was getan.

Mali setzte sich auf den leeren Bügelstuhl und strampelte ungeduldig mit ein paar niedlichen Füßchen in hübschen Schuhen. Ihre braunen Augen funkelten lustig, der etwas große Mund mit den prächtigen Zahnen ging gar nicht mehr zusammen vor Vergnügen. Sie jauchzte gerade hinaus, nahm den Hut vom Kopf und wirbelte ihn auf dem Zeigfinger in der Luft herum.

Ich arbeite ja, daß die Finger knacken, rief sie lachend.

Und wie! Na, und jetzt — dein Fritz holt dich wohl wieder ab?

Aber natürlich! Gleich wird er da sein. Heut gehn wir einmal in Kolosseum! Ich freu mich schon furchtbar! Und nachher in die alte deutsche Weinstube, und nachher —

Kann mirs schon denken! Wie glaubst denn, daß das später ausgeht?

Wies Hornberger Schießen hast!

Und du machst dir nichts draus bei 'm Gedanken? Du gehst jetzt doch schon so lang mit deinem Fritz und sagst immer, ihr hättest euch so gern!

No ja, das is auch so. Aber was will man denn machen? Wenn er im Sommer das Staatsexamen hinter sich hat, dann geht er — dann ist alles aus. Keins von uns hat sich auch je was anders gedacht. Du, Refi, aber sag — mit einem plötzlichen Gedankenprung, der einer ganz natürlichen Ideenverbindung entsprach, ging die bewegliche Mali auf etwas ganz entfernt liegendes über. Sag, Refi — ist denn wirklich

wahr, daß du den Schweizer hast abbilden lassen? Du, der hat erschrecklich viel Geld!

Theresens aufgeheitertes Gesicht umwölkte sich wieder. Der Schuft da! Glaub's wohl, daß der elende Wucherer Geld hat. Der weiß es zu kriegen!

Die Gutenberg-Marie hat gesagt, du könntst in Samt und Seide gehn, wenn du ihn nähmst.

Psui Teufel, dem seine Geliebte — nicht geschenkt! Und wenn du erst wüsstest! Verkaufen will er mich! Wenn ich schon ihn nicht nähm, so soll ich zur Frau von Kolshow.

Zur Kolshow? In das Haus? — — Da da wärest du ja wirklich verraten und verkauft. Das sieht sich schön an von außen und in Wirklichkeit ist — nein so was. Ist das ein schlechter Kerl!

Theres rückte unruhig und gequält auf ihrem Schemel hin und her. Du, dein Fritz kommt aber lange nicht.

Da klopste es. Wie der Wind war Mali draußen, trat aber mit sehr deprimierter Miene wieder herein und knüllte zornig das Papier zusammen.

Nix ist mit dem Kolosseum! Und ich hab mich so gefreut gehabt. Jetzt kann ich Langeweile blasen. Sie ging schmollend im Zimmer umher und knöpfte die gelbe Jacke auf und zu.

Einen Mordszorn hab ich schon! Dann setzte sie sich auf das schmale Fensterbrett und sah in die Dunkelheit hinaus. Ihrer elastischen Natur paßte aber die trübe Stimmung nicht lange.

Weißt was, Refi? Jetzt heizen wir bei dir recht närrisch ein, ich hol uns was Gutes zum Essen und eine Flasche Wein — alles auf'm Fritz seine Kosten natürlich, weil er mich wegen seinem dummem Bluff hat sitzen lassen, und dann plauschen wir bei dir in deim Stüberl so recht gemütlich miteinander.

Theres wäre weit lieber allein geblieben; sie hatte aber das komische, lustige und gutherzige Mädchen viel zu gern, als daß sie es hätte kränfen können.

Meinetwegen! Aber warum denn grad bei mir? Dein Zimmer ist ja dreimal so groß wie meine kleine Kammer.

O du liebe Zeit. Da könnten wir uns ja nicht umdrehn; da drin siehts schön aus! Lauter Kraut und Rüben! Ich hab was suchen müssen, und da —

Refi lachte hell auf. Das kann ich mir denken. Wanu suchst du nichts, und wann hätte man je dein Zimmer aufgeräumt gesehen. Aber jetzt geh endlich! —

Mali hatte ihren Staat wieder abgelegt und saß nun in einem äußerst zweifelhaften Negligee auf dem einzigen Stuhl der Kammer, während Refi auf dem Koffer Platz genommen hatte.

Drück nur nicht ein, dein Koffer! Refi reckte sich empor und dehnte die prachtvollen Glieder.

Bin halt vom Land, das geht mir noch nach! Malis Blick hing in ehrlicher Bewunderung an der Freundin.

Brauchst dich nicht zu beklagen. Herrgott, was ich für eine Grille neben dir bin.

Aber dafür auch sein! Ein Großstadtkind! Drum hast du auch so leichtes Blut, und mir rinnts grad wie Rüsbrüh in den Adern, so schwer und dick. Bauernblut halt!

Schweigend sah Refi vor sich hin. Mali wurde nun auch ein wenig elegisch.

Am Land muß es schön sein. Ich kenns kaum, aber im Sommer — der Fritz hats schon gesagt — wollen wir einmal lang hinaus.

Dann baute sie Lustschlösser und wurde nicht fertig, von ihrem Fritz zu reden, als gäbe es kein Staatsexamen und kein Ende. Langsam leerte sie allmählich die Flasche Wein, ohne zu merken, daß Refi kaum ein Glas davon getrunken hatte. Wie ein kleiner Wasserfall plätscherte es von den roten Lippen, unaufhaltlich, hell und froh. Aber Refi hörte längst von allem kein Wort mehr. Als plötzlich Malis Geplauder verstummte, fuhr sie auf. Diese war ganz entrüstet.

Jetzt gar! Ich glaub, die hat kein Wort gehört, was ich plauscht hab!

Mit einemmal schlichzte Refi herzbrechend und warf sich aufs Bett. Mali ergrat.

Ja, Refi — Refi, was ist dir denn? Aber so sag doch!

Keine Antwort eine ganze Weile. Endlich wurde es besser, das Schluchzen war nicht mehr so wild, das Weinen dauerde aber noch immer fort. Mit der linken Hand umklammerte Refi das geschnitzte Bild, das sie wieder von der Wand

genommen hatte. In dem überheizten Raum herrschte eine erdrückende Luft, es war ihr, als käme die Stubendecke immer tiefer herab.

Eine wunderliche Stimmung ergriff Mali. Wie bei einem Kinde, das plötzlich in Tränen ausbricht, ohne zu wissen, warum, nur weil andre weinen, so verzog sich ihr Mund schmerzlich, die braunen Augen wurden nach, und endlich schluchzte auch sie eben so laut auf, wie vorher die Freundin, und warf sich neben dieser am Bett nieder. Das ernüchterte nun Resi wieder, obwohl die ehrliche Teilnahme sie mehrte.

Aber geh doch, Mali — für was denn — aber so hör doch auf!

Aber Mali weinte immer herzbrechender. Das Trösten nahm Resi nun so in Anspruch, daß sie über die grundlosen Tränen der Freundin ihr wirkliches Leid vergaß. Sie strich ihr über den dunklen Wirrkopf und behandelte sie wie ein kleines Kind.

Bißt ein Narr, ein guter, dummer! Geh her, ich erzähl dir was, was dich freut!

Mali lüppte ein ganz klein wenig den Kopf, endlich auch den Körper und stand auf. Neugierig, mit schon versiegenden Tränen sah sie erwartungsvoll auf Resi und sagte wie zur Entschuldigung:

Wenn du so unglücklich bist, dann muß ichs auch sein. Wenn so ein Großes, Starkes weint, das ist zu arg! — Du, Resi, was — was weißt denn?

Resi lächelte bei allem Schmerz.

Der erste Kommiss im Fabrikontor hat zu mir gesagt: Die Mali Bach aus dem Blumengeschäft vom Kleib, die bei Ihnen im Haus wohnt, die hat die kleinsten Füßerln, die ich jemals gesehn hab!

Ah geh, das hat er gwiß nicht gsagt!

Auf Ehr iſt's wahr, ganz gwiß!

Mali sah geschmeichel auf ihren zierlichen Fuß herab, den sie aus dem Filzpantoffel gezogen, und dessen dünn, buntkarrierter Strumpf ein mächtiges Loch in der Ferse hatte. Nun streckte auch Resi ihren allerdings nicht kleinen, aber gutgeformten Schuh in sauberm, ganzen Strumpf weit vor.

Da schau meinen dagegen an; Bauerntrampeln, da siehst dus wieder.

Du weißt ganz gut, daß du die schönste weit und breit bist. Umsonst hat dich der Bildhauer Stepansky nicht als Germania aushauen wollen. Herrje — hätt der mich nur wollen und brauchen können, ich hätt gleich getan!

Resi wurde plötzlich wieder ernst.

Vielleicht hätt ichs auch getan, gewiß sogar — früher — aber dann! Und leise fügte sie hinzu: Der Ludwig hätt nie gelitten.

Malis Kopf drehte sich im Nu nach der kleinen, mit Wachsperlen bestickten Etagere in der Ecke um, worauf die etas verbliebene Photographie eines jungen, besonders gut und sanft blidenden Mannes stand. Wie ein Käzchen umschmetzelte sie dann die Freundin.

Resi, heut sei einmal sieb! Schau, ich hab dich so arg gern und bin deine beste Freundin. Heut erzähl mir endlich, wies mit dem Ludwig eigentlich war. Wie wir uns kennen gelernt haben — mein Gott, ich kann gar nicht vergessen, wie du damals am Fasching so schön ausgeschaut hast, keiner Kalserin hast du was nachgegeben, da war vom Ludwig noch kei Red!

Nein, da war noch kei Red! Ganz mechanisch, den Blick unbeweglich in eine Ecke gerichtet, wiederholte Resi die Worte.

Und dann, weiß Resi — schad iſts im Grund — haben wir uns so lang aus den Augen verloren. Beim Wiedersehen war dann aus der glänzenden Resi was andres geworden. Aber schön warst noch immer, wie du so einfach angezogen deine prächtigen Zöpfe um den Kopf herum gelegt, Arm in Arm mit dem Ludwig vor mir hergegangen bist. Genau so groß wie du war er. Ein Staatspaar wirklich!

Die andre träumte nur halb zuhörend vor sich hin und schien weit ab mit ihren Gedanken, die recht traurig sein mußten. Mali ließ aber nicht locker.

Sa, wie wars denn also mit dem Ludwig?

Mit dem Ludwig? Schön wars, o so wunderschön! Die

Zeit in meinem Leben möcht ich um keinen Preis missen. Und ich denk daran, Tag und Nacht, immer und immer!

Wie iſt gekommen — der Unterschied — wenn man so denkt —

Das glaub ich, daß das ein Unterschied war, die Zeit dann und die vorherige. Nun, ich wills dir erzählen, ganz kurz, so gut ich kann. Ich red sonst nicht gern davon, aber du bist ein gutes Mädel! Also: daß ich vom Land bin, weißt du. Aus der Kinderzeit, von meinem sonderbaren Vater, meiner frakten Mutter erzähl ich dir nichts. Du tägt dich nur langweilen. Ich weiß nur, daß die Mutter mir das so eingepfist hat, ich soll ins Kloster gehn. Sehnsüchtig hat sie gewünscht; ich nicht so arg, aber ich hab mir nichts zu sagen getraut. Der Vater hat dann geschrien und getobt dagegen, aber weil er mich doch nicht so recht hat mögen, wie wir gemeint haben, hat die Mutter mich auf andre Weise aus dem Haus, hieher in die Hauptstadt, zu einer angeblich furchtbaren frommen Verwandten getan. Die Frömmigkeit!

Zuerst hab ich wenig gemerkt, dann desto mehr. Ich hab nicht viel lernen müssen, die „Tante“ hat mich gut verpflegt und ich bin aufgezogen und auseinander gegangen, daß mir mit fünfzehn Jahren die Mannsleut auf der Straß nachgeschaut haben und hinter mir her gewesen sind wie besessen. Ich hab aber auch den Teufel im Leib gehabt!

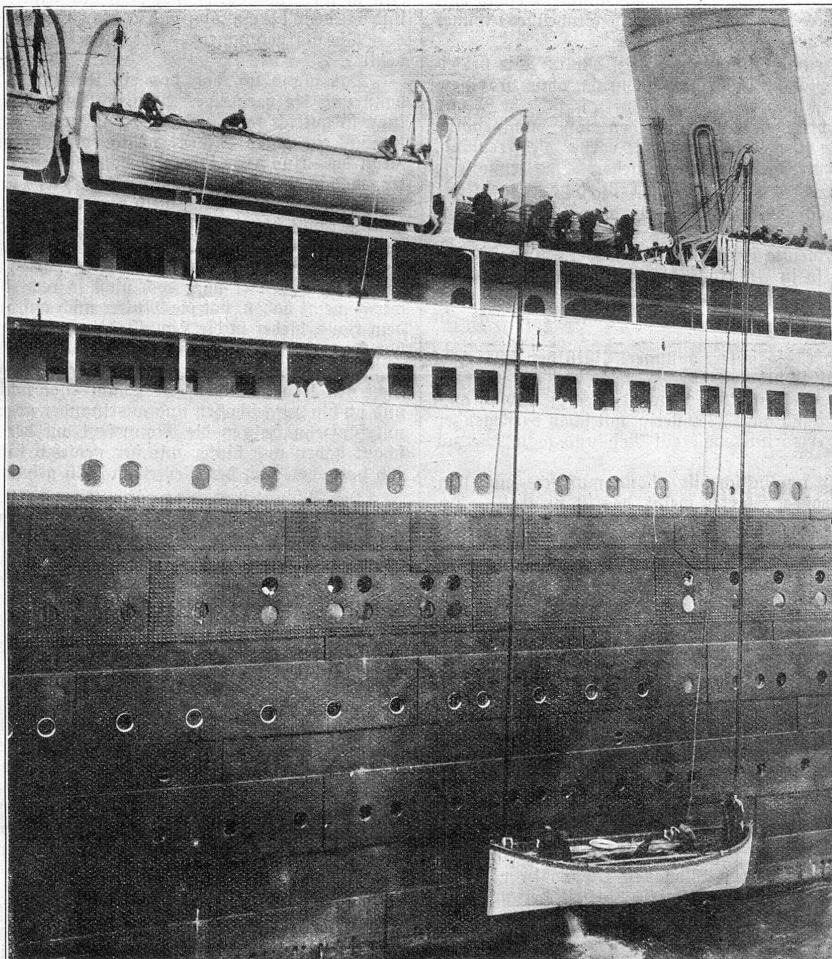
Der Müßiggang — das gute Essen — habens wohl gemacht, daß meine ganze Natur immer in Aufruhr war. Daß ich schön war, hab ich selbst gefühlt und gesehen, und gefagt iſt mir auch worden alle Tag. Die Tante hat mich immer hübsch anziehen lassen und gern Staat mit mir gemacht. Welt unten einen Wiener Kaffee war, sind auch viele Herren ins Haus gekommen, darunter auch der Schweizer. Ich hab ihn aber damals schon nie leiden können. Mit sechzehn Jahren war ich ein ausgemachtes Stadtkind, das sein Dorf und alles darin vergessen hatte, und kaum ein Jahr später wars aus mit meiner Unschuld! Die hat ein Baron einkassiert gehabt, und meine Tante hatte sich eine neue Zimmereinrichtung und einen prächtigen Bettstuhl angekauft. Fast ein Jahr gings herrlich und in Freuden, dann hat er geheiratet. Später wars ein Offizier, dann ein Gutsbesitzer, der in der Stadt sein Absteigerquartier gehabt hat. Mit dem hats zwei Jahre gedauert. Wieder später wars ein Rittmeister von den Husaren. Das war der letzte — bei dem hab ich ja dann meinen Ludwig kennen gelernt.

Nicht möglich! warf Mali gespannt ein.

So iſt's aber. Die Mutter vom Rittmeister war Witwe und hat zur Verwaltung ihres Spezialvermögens einen jungen Subalternbeamten, den Sohn ihres Gutsinspektors, eben meinen Ludwig, angestellt gehabt. Der Beamte ist deshalb oft zum Rittmeister gekommen, und da haben wir Bekanntschaft gemacht. An die Verachtung, wenn ich denk, mit der mich der Mann behandelt hat! Und wie mich das grad von ihm gescherzt hat!

Gleich wie ich den Ludwig kennen gelernt hab, iſt mir wie ein strahlendes Licht aufgegangen, und Schuppen sind mir von den Augen gefallen. Sofort hab ich ihn so zum Sterben gern gehabt. Die andern alle zusammen hab ich ja ni von Herzen mögen. In die Liederlichkeit war ich junges Ding halt so hineingezogen worden — unbewußt — ich habe ja gar keine Vorstellung von dem Argen gehabt. Dazu mein Temperament — kurz! Als dann hab ich einmal angefangen, nachzudenken und zu grübeln. Meine Lustigkeit war dahin. Ich bin blässer und magerer geworden und nur mehr der Schatten von dem, was ich früher war. Der Rittmeister hatt zuerst nicht sehr angeschlagen, dann bin ich ihm langweiliger und langweiliger geworden und endlich hab ich ein Paket Seidentuch mit ein paar blauen Scheinen bekommen, und — aus wars! Wie besessen bin ich herumgelaufen. Über nicht wegen dem Rittmeister, sondern wegen dem Ludwig. Essen und Trinken habe ich vergessen, und in Regen, Kälte und Wind bin ich gestanden und habe stundenlang gewartet, um ihn nur von Ferne sehen zu können. Keiner hat mich mehr bekommen, si haben sich garan anstellen mögen, wie sie gewollt haben, und mir noch so viel anbieten können. Das Arbeiten in einer Fabrik als Mantelnäherin hab ich dann angefangen. Verhungern hätt ich dabei können, und ich glaub, ich wäre auch wirklich, wenn nicht der Ludwig doch den Weg zu mir gefunden hätt. Den Frühlingstag vergeß ich nicht

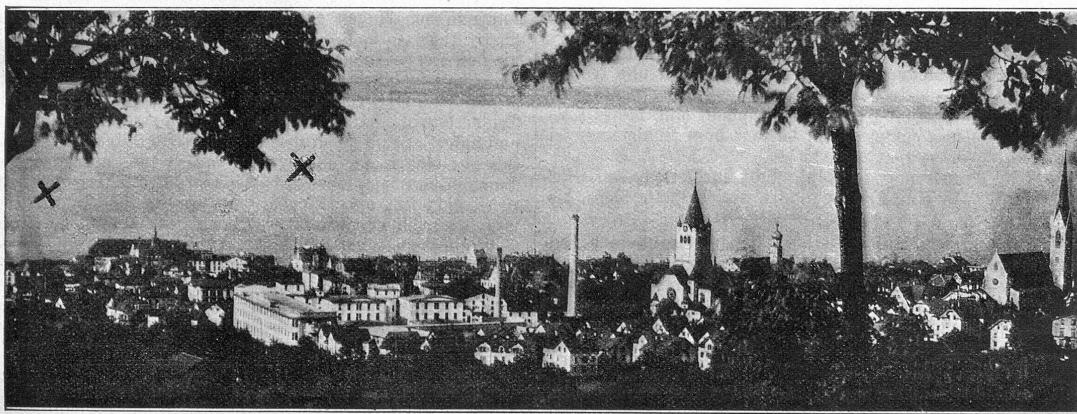
mein Leben lang, wie er mir mit nassen Augen gestanden hat, daß er mich von Anfang an gern gehabt und mich nur deshalb so schlecht behandelt hätte, weil er sich seiner Liebe vor sich selbst geschämt hab, denn ich wär doch so eine. Aber es sei doch nicht gegangen ohne mich. Tag und Nacht hat er an mich denken müssen und da hat er sich auch erkundigt und hat Gott weiß wie, erfahren, wie mich die saubere Frau Tante so hineingebracht hat. Dann hätte er verfolgt, wie ich so ganz anders, brau und fleißig geworden wär. Und nun sei er da, und er hätt mich nun einmal über alles lieb, der ganzen Welt zum Trost. Er siehe nicht mehr von mir, und wenn ich jo bliebe, und er genug gespart und die ersehnte Stellung erst



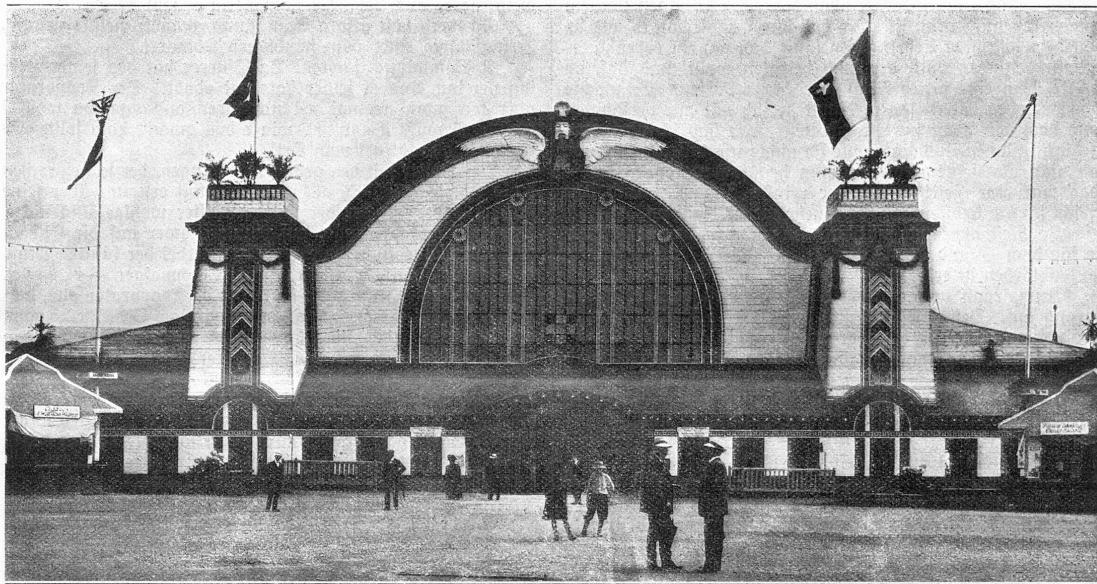
Das Hinunterlassen von Rettungsbooten auf der „Olympic“, dem Schwesterschiff der „Titanic“. Dieses Experiment ist nicht so leicht, wie es auf dem Bilde den Anschein geben könnte, denn es sind damit Gefahren verbunden, wie solche z. B. durch Berührung mit dem Rumpf des Riesen Schiffes entstehen könnten.

bekommen hätt, dann wollte er mich heira'en. Alles Seide, Samt und Wohl-Leben müsse ich zwar verzichten, aber in Fleiß und Bescheidenheit wolle er mir ein Leben wie im Himmel geben.

Und das mir, d'e —! Mir ist's schwarz vor den Augen geworden, und ich große starke Person hab gezittert zum Umfallen. Der Amfgesang ob mir im Baum hat mir wie eine ganze Orchester-müßigkeiten, und die armeligen ersten Gänseblümchen am Weg sind ausgewachsen zu einem ganzen Garten, und der wieder zum Paradies. Und das ist auch geblieben. Sedes von uns hat seine redliche Arbeit getan, und wir haben kaum gemerkt, wie die Zeit ver-

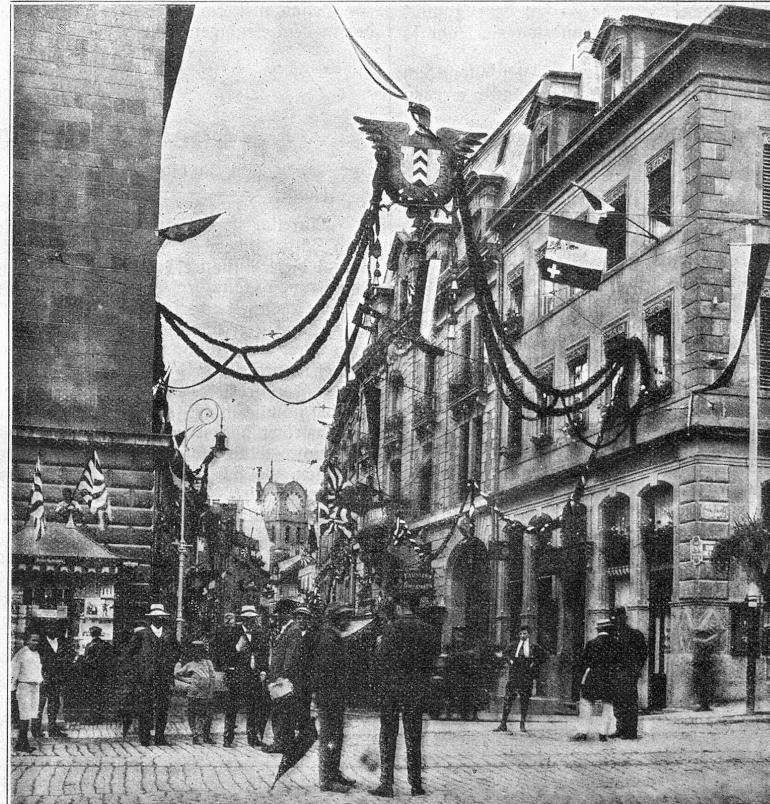


Kressach am Bodensee, wo das große Unglück geschah, bei dem 13 Personen durch Ertrinken ihr Leben verloren.
Die X bezeichnen die Unfallstellen.



Zum eidgen. Sängerfest 1912 in Neuenburg: Die Hauptansicht der Sängerfesthütte.

flogen und unser Ziel immer näher gerückt ist. Die Schlange im Paradies hat auch nicht gefehlt. Sie hat mir aber nichts anhaben können! Nebst andern, die mir nachgestiegen sind, und die ich aber schnell und gründlich hab abschlagen lassen, ist mir der Schweizer wieder in den Weg gelaufen. Da hat er mir schon das selbe Lied vorgeungen, das ich ihm vorhin und hoffentlich für immer verleidet hab. Ich hätt heut und auch damals nie mit ihm ein Wort geredt, war das nicht der einzige Weg für mich, um was von daheim zu erfahren. Mit dem neuen Leben ist mir auch das Gedenken an meine Eltern, besonders an meine arme kranke Mutter wiedergekommen und die Sehnsucht da-



Neuenburg, die eidgen. Sängerstadt im Festenschmuck.

Vom 12.—23. Juli, während des eidgen. Sängertes, waren die Straßen Neuenburgs samt und sonders prächtig dekoriert, zu Ehren der schweizerischen Sänger, die sich gegen 10,000 Mann stark, zum edlen Wettkampf hier eingefunden hatten. Das Wetter war während den ersten acht Tagen prachtvoll.

nach. Daß sie mich früher verschlafen haben, hat mir der Schweizer erzählt, und auch, daß sie mich um keinen Preis jemals wiedersehen wollten. Er kommt in allerlei — jedenfalls meist unsauberen Geschäften viel aufs Land und auch in meinen Geburtsort hinaus, wo er den Leuten, die da viel holzhinzen, ihre Arbeiten abkaufst. Siehst, Mali — sie nahm das geschnitzte Marienbild und zeigte es ihr — das hat mein Vater selber gemacht, wie ich noch ganz klein war. Ich hab's damals mit in die Stadt genommen, und immer hängt's über meinem Bett.

Ah, ah, wie das so schön ist!
Eine seine Arbeit!

Ja, das ist's!
Und sogar die Kleinstigkeit hat mir der Schweizer abnehmen

wollten, für einen Schmuck natürlich. Ich hab ihm aber heimgeleucht, auch sonst, sodaß er schon damals hätt wissen können, wie er mit mir daran ist. Ich hab ihm gesagt, daß es aus sei mit dem schlechten Leben, schon lang, daß sich ein ehrenhafter Mann gefunden hätt, der mich heiraten wollt, und daß ich hoffte, dem eine brave Frau werden zu dürfen. Er möchte das auch den Eltern sagen, damit sie sich mit mir versöhnen und doch den Trost im Alter hätten. Wie hab ich aber was gehört, und den Ludwig wollte ich nichts tun lassen darin, vor ich nicht als seine Frau mit ihm heimfahren könnte. Ja — das war eine Zeit! Eben der reinste Himmel! Und jetzt möcht ich am liebsten gar nicht mehr weiter erzählen.

Ja, Refi, aber was füllt dir denn ein, grad das End! Aber so sag doch — und dann?

Gestorben ist er!

Kurz, rauh und abgehackt stieß es Refi hervor. Mali sprang auf. Jesus, Maria und Joseph — gestorben — und grad dann, wie — so kurz vor der Hochzeit?

In drei Tag war er weg. Eine Lungenentzündung wars!

Und das hast du überlebt?

Wider Willen — ja! Meine Schuld wars nicht!

Wieso?

In den Kanal bin ich gesprungen!

Um alles!

Aber heraus gefischt haben sie mich, und im Krankenhaus bin ich nach drei Wochen wieder ganz gesund geworden. Leider!

Und dann?

Ja was dann! Was heut hast auch noch ist. In die Celluloidfabrik bin ich als Arbeiterin gekommen, durch einen brauen alten Mann, der damals dabei war, wie sie mich aus dem Wasser gezogen haben.

Jetzt arbeit ich bald zwei Jahr da — seit dem Unglück eben — und komme mir mit meine vierundzwanzig Jahr so alt vor wie Methusalem!

Du — und alt! Jung bist du und schön — du solltest dich nicht so an dein Unglück hängen, müßtest wieder lustig werden und dein Leben genießen!

Mein Leben genießen! Das heißt wieder von vorn anfangen mit der Liederlichkeit. Brechen kommt ich mich, wenn ich nur daran denk.

Refi stand auf und nahm die Photographie zärtlich in die Hand. Durch den da hab ich was andres lernen gelernt. Die Refi von damals ist verschwunden, und was beßres daraus geworden ist, das hat der Ludwig gemacht, und der — ist tot! Mein Leben ist aus, und ich hab nur noch zwei Wünsch. Der eine ist — und nach allem erfüllt er sich wohl nie —, meine Eltern noch zu sehen, vor sie sterben, damit sie mir noch verzeihen und dann — möcht ich Krankenpflegerin werden!

Sie reckte sich hoch auf und streckte die kräftigen Arme aus. Da wären die doch noch zu was gut!

Die Lampe war fast ausgebrannt, und ihr Qualm legte sich breit in die Kammer, in der es kalt geworden war. Mali saß ganz still, zusammengekauert auf dem Bettrand. Unten fiel die Haustür ins Schloß; man hörte die tappenden Schritte und die Stimme Frau Kränzlers, die heimkehrend mit jemand auf der Treppe sprach. Eine Turmuhr schlug langsam und feierlich die zehnte Stunde.

Aber jetzt, Mali, geh! So spät iſts, und ich bin so müd! Ich weiß nicht, was es ist, aber seit ein paar Wochen tut mir der Kopf weh, und so oft ist mirs schlecht! Komm!

Aber Mali rührte sich nicht. Theresia beugte sich zu ihr hinunter und fasste sie am Arm. Das Mädchen weinte bitterlich, vom Schluchzen erschüttert.

Du bist wirklich ein liebes Ding, Mali, und hast ein gutes Herz, aber jetzt geh halt!

Die Weinende ließ sich willig zur Tür führen, dann stellte sie sich auf die Fußspitzen und schläng die Arme um Theresias Nacken.

Refi — du — du bist eine Heilige!

X.

Weihnachten war vorüber. Es war ein besonders schönes Fest in der Pfarre gewesen, und in der Gemeinde gabs mehr als einen, der sich darüber besann, wie denn die reiche Beſcherung der dreißig armen Kinder im Pfarrhof zu stande ge-

kommen wäre. Neider gabs auch da natürlich genug, und wenn sie es auch zehnmal nicht nötig gehabt hätten.

Da werd halt a so a Sammlung gmacht, meinte ziemlich geringhsäzig einer vom feindlichen Obmari.

A Sammlung, jawohl! Da Pfarrer hat dös seiner Lebtag net tan, und er selber hats net ghabi. Der Kooporator aber hat gwiss neamat net um nigen anganga, da wollt i wettn. I wüßt a gar net, wie r dös gmacht ham sollt. Er kimmt ja eh nia furt vom Ort!

Der Bauer mit den gemütlischen Augen, der so gesprochen hatte, schwieg plötzlich, als wäre er selbst erstaunt über seine flüssige Rede, zu der der Bürgermeister wohlgefällig nickte. Dessen dicke Faust sauste auf einmal schwer auf die Eichenplatte des Wirtstisches nieder. Er war bei der fünften Maß.

R . . rech h . . hast, Schw . . Schwaiger — r . . re . . recht hast. S . . selba zahlt ha . . hat da Kooporator alls, d . . da giebts nigen, — n . . na, ganz gwiss is. S . . selba zahlt hat ers, d . . dös sag i, und i bin da Bürgermeister von Stading — i —, i heiß h . . Hofmeier, i!

Der Disput, ob „Ja“ oder „Nein“, „Für“ oder „Wider“ drohte den üblichen Verlauf zu nehmen. Da aber doch immerhin der Bürgermeister, und wenn auch bei der fünften Maß, dieser ausgesprochenen Meinung war, so siegte endlich dessen Partei. Auf dem Heimweg wurde dann alles nochmals erörtert.

Ja da mußt der aba a satirisches Geld ham!

Gerbt soll er ham.

A guata Mann is er und bleibt er!

No mein! Wann ers halt dazu hat! meinte ein andrer. Dös sag i a. Da is net a so viel dahinter. Wenn ers scho amal hat, hätt er a mehra tean können. San arme Leut gnuu da!

Noch einer mischte sich nun ein.

Jeffas, mei Schwestern — wenn i denk, mit ihre fünf Kinder in dem elendigen Häusl!

(Fortsetzung folgt.)



Die Badereise.

Bon Julie Landskron, Wien.

(Nachdruck verboten.)

„Aurelia,“ sagte Herr Rangl eines Tages zu seiner besten Hälfte, indem er ihr ein Zeitungsblatt hinhieß, „da sieh einmal diese Annonce Niederleinbörl, das nenne ich billig. Drei Kronen täglich für Pension inklusive Wohnung, da geh'n wir hin, schon seit acht Tagen steht mir die Annonce im Kopf.“ Frau Aurelia erklärte sich, nachdem sie im Geiste ihre allerdings nicht mehr faszinante Toilette durchgenommen, einverstanden, hoffte sie doch, in dem kleinen Nest mit dem alten grünen Toulardkleide noch Staat machen zu können. Rangl's mußten nämlich tüchtig sparen, da sie vor kurzem eine Tochter ausgeheiratet hatten und das Geschäft auch nicht mehr wie einst war. Man mußte also eine befriedigte Sommerfrische auffinden, wo sich billig leben lassen konnte und wohin die Reise nicht viel kostete. Herr Rangl's Freude, daß seine gestrenge Gattin diesmal mit seinen Wünschen ausnahmsweise einverstanden war, dauerte leider nicht länger als bis zur nächsten Fausse der Frau Rechnungsrätin. Als er an diesen denkwürdigen Tage ziemlich spät vom Kaffeehaus heimkam (an den Tausendtagen mit Erlaubnis seiner Gattin) fand er Frau Aurelia zum höchsten Erstaunen in Tränen.

„Oh — Oh!“ seufzte sie.

Herr Rangl, welcher solch' nervöse Aufregungen seines Weibchens meist im Zusammenhang mit einem Berth gebietseits brachte, schwieg nun vorsichtig, denn vielleicht verzog sich das Gewitter um so eher. Nachdem ihr Gemahl beharrlich schwieg, holte Frau Aurelia aus der Tiefe ihrer Brust noch einige schwere Seufzer heraus, richtete sich vom Diva:, auf welchem sie, nach Hause gekommen, mit Hut und Mantel bekleidet, hingefunken war, empor und rief: „Pfui, die falsche Käze!“

Da falsche Käze nur auf eine weibliche Person schließen ließ, beruhigte sich Herr Rangl, weil diesmal, Gott sei Dank, nicht er zu den Tränen seines Weibchens Veranlassung gegeben hatte.

„Ja, eine falsche Käze ist sie, die Müller, diese eingebildete Person. Ich sagte es immer! Oh! — Oh!“

„Aber ich glaubte, sie sei doch Deine Freundin?“ wagte Herr Rangl einzuwenden.

Da kam er schön an. „Freundin? — Die? Niemals!“ rief Frau Aurelia entrüstet. „Saubere Freundin das! Oh — Oh! Und ich soll nach Niederkleindörfl geh'n! Oh, oh oh! Da hinaus ging die Sache.“

Jetzt fing Herr Rangl sich dafür zu interessieren an. „Und warum nicht?“

„So? Und weißt Du, wo Müllers den Sommer zubringen werden?“ rief Frau Aurelia statt aller Antwort.

„Nein,“ gestand Herr Rangl. „Wie sollte ich auch?“

„In Ostende! — Ja, eine Badereise macht die Gnädige. Aus Prohzerl! Natürlich mir zum Trost! hörst Du? Während wir nach — — Oh! Oh!“

„Aber Kind, hast Du ihr denn das gesagt?“

Frau Aurelia mach ihren Gemahl zuerst von oben bis unten und dann von unten nach oben mit einem strengen Blick, indem sie gereizt fragt: „Hältst Du mich für eine Narrin oder Gans? Natürlich sagte ich, ich wisse nicht, wo wir den Sommer zubringen werden!“

Herr Rangl gab sich nun alle erdenkliche Mühe, sein Weibchen zu beruhigen, doch es gelang ihm nur halb.

„Hast Du denn gar keine Empfindung für die falsche Position, in welche uns die Badereise dieser Müller bringt? Habt ihr Männer denn gar kein Gefühl für das Schickliche? Keinen Ehrgeiz? Müllers, die in Wolle handeln, gehen nach Ostende; wir, die Seidenfabrikanten, aber dorthin, wo sich die Füchse gute Nacht sagen! —“

Herr Rangl wollte eben den guten Witz anbringen: „Weil also Müllers in Wolle sitzen, können sie auch um so leichter schöne Reisen unternehmen . . .“ doch Frau Aurelia schnitt ihrem Gemahl das Wort ab, mit einem so heftig-vollem Blick, daß er gleich für einige Tage verstummte. —

Eines Tages kam er freudig erregt nach Hause und rief seiner, sich noch immer in sehr umstörter Stimmung befindlichen Gattin entgegen: „Müllers gehen nach Ostende und Du nach Helgoland!“

„Mann, bist Du verrückt? Das kommt ja zu teuer —“

„Das kostet gar nichts, denn eigentlich geht nur einer unserer Beamten dorthin!“

„Und soll ich vielleicht da mitgehen?“ rief Frau Aurelia entrüstet.

„Nun, ich weiß nicht, ob der Betreffende damit einverstanden wäre.“

„Gemahl! Man beleidigt die Mutter einer verheirateten Tochter nicht. Pui, schäme Dich!“

„Läßt gut sein, Aurelia, höre meinen Plan, welchen ich höchst schlau ersonnen! Ich schlage in Mayers Lexikon über Helgoland nach, kaufe einige Ansichtskarten von dort, die schreibe ich von unserer kleinen Sommerfrische aus, schicken sie unter Couvert meinem Beamten nach Helgoland, welcher diese, mit den dortigen Stempel versehen nach Ostende zu Müllers befördert. Im Winter flunkert Du ein bisschen von den Seebädern, Hotels usw. und der Zweck ist erfüllt, während wir ganz gemütlich in Niederkleindörfl lassen!“

Frau Aurelia, welche anfangs nicht einverstanden mit diesem Betrug, wie sie es nannte, war, ließ sich endlich bereden, da ihr Gemahl meinte, wenn sie es je bereuen sollte, könne sie noch immer einen Scherz vorführen. Sie beruhigte sich auch mit diesem Auswege, hauptsächlich, wenn sie daran dachte, wie Müllers sich ärgern würden, wenn „die Rangl's“ auch ein Seebad besuchen würden. —

Bei der Frau Rechnungsrätin war Abschiedsjause. Die Damen waren in bester Stimmung. Frau Müller setzte ebenso recht ihre dritte Tasse Tee an die Lippen (unter drei tat sie es niemals), da sagte die Rangl ganz oben hin: „Ich habe es mir überlegt wegen des Sommeraufenthaltes, wir gehen auch in ein Seebad und zwar nach Helgoland!“

Na, das sah! Der Müller wäre vor Schreck beinahe die Tasse in den Schoß gefallen. Um ihre Bewegung nicht merken zu lassen, nahm sie in der ersten Aufregung einen brühheißen Schluck, verbrannte sich die Kehle, verfiel in einen krampfhaften Husten, worauf sämtliche Damen — voran Frau Rangl — der Müller einen kleinen „Puff“ in den Rücken versetzten, weil dies ein sehr wirksames Mittel gegen Verschlucken sein soll. Nachdem die Aermste infolge dieser Prozedur nach langer Zeit wieder zu Atem gekommen, fragte Frau Rangl besonders teilnehmend: „Über liebe Frau Müller, sich so zu verschlucken. Sind Sie vielleicht über etwas erschrocken? Sie waren doch vorhin noch so gut gelaunt?“

Als Herr Rangl von seiner Kartenpartie nach Hause kam, freute er sich nicht wenig, da ihm seine Gemahlin entschlossen entgegenrief: „Wir gehen nach Helgoland!“ Dabei bleibt es. Ich willige in Alles.“ Und sie erzählte von der explosiven Wirkung, welche die Ankündigung dieser Badereise auf die Müller hervorgebracht hatte.

Endlich Wochen darnach reisten Herr und Frau Rangl, mit einem umfangreichen Werke über „Helgoland“ und dem alten grünen Toulardkleide im Koffer, nach Niederkleindörfl. Es war, wie sie erwartete, eine sehr bescheidene Pension, einfache Zimmer, doch fast alles besetzt. Als Frau Aurelia zum erstenmal an der Wirtstafel mit dem alten „Grünen“ erschien, wäre sie beinahe zu modern gewesen unter den veralteten Fähnchen der Niederkleindörfler Pensionärinnen. Man wäre ganz zufrieden in dem kleinen Nest gewesen, wenn man nicht durch den bewußten Beamten aus Helgoland eine Karte von Müllers bekommen hätte, auf welcher diese angezogen, daß sie, wenn Rangls diese Karte erhalten, bereits in dem herrlichen Seebade „Ostende“ angekommen wären. Seht mußte man also so schnell wie möglich übertrumpfen.

Herr Rangl opferte sein Mittagschläfchen, schrieb, wie verabredet, eine Ansichtskarte von Helgoland für Müllers, welche die Beamte nach Ostende posten restante zu befördern hatte, um Müllers bei ihrer Ankunft gleich in „Stimmung“ zu versetzen. Beim gewöhnlichen Abendspaziergang wurde von dem Chepaare Rangl hauptsächlich über ihren gelungenen Scherz debattiert.

„Na, grün und blau wird sie sich ärgern, diese Müller!“ meinte Frau Aurelia. „Die Gnädige glaubt wahrscheinlich, sie allein könne Seebüder besuchen! Das wird ein Spaß! Ein gefungener Spaß!“

Als sie endlich schon etwas verspätet zur Table d'hôte kamen, waren neben ihnen zwei Gedekte aufgelegt. „Für die neue Herrschaft aus der Hauptstadt, welche gleich als Erste sich hier eingerichtet hatte.“

„Mann!“ sagte Frau Rangl besorgt, „wenn esemand ist, der uns kennt. Das wäre schrecklich! Dann sind wir entdeckt! Aber ich sage dir ja gleich, das wird schlecht enden. Da hast du einen schönen Einfall gehabt. Hättest Du die Karte an Müllers doch lieber nicht gesandt.“

Kurz, Frau Rangl war in furchtbarer Aufregung, bis ihre Tischnachbarn erscheinen würden. Sie brachte keinen Bissen hinab, ließ die Schüsseln unbeachtet vorübergehen.

Auch Herr Rangl ward nach und nach durch die Aufregung seiner Frau angesteckt.

Teufel, es wäre auch wirklich eine Blamage, wenn Bekannte sie hier entdeckten. Er sah fortwährend nach der Tür, welche sich endlich aufstaut, worauf ein Herr eintrat, eine Dame im blauen Kleid am Arme führend.

„Das Blaue sollte ich kennen!“ flüsterte Frau Aurelia ihrem Gemahl zu. Doch da sie etwas fürsichtig war, konnte sie die Gesichter der Eintretenden nicht gleich sehen. Als die beiden jedoch majestätisch Arm in Arm näher traten, blieben ihr die weiteren Worte in der Kehle stecken. Sie starre fassungslos in die ebenfalls höchst erstaunten und erschrockten Gesichter der neuen Ankömmlinge. Träumten sie? Es waren — Müllers!

Wenn den darauffolgenden Winter bei der Tasse der Frau Rätin die Damen gefragt werden, wie ihnen die Badereise angefallen hätte, suchten Frau Rangl und auch Frau Müller das Gespräch sofort auf ein anderes Thema zu lenken und plunkerten gar nicht mit ihren Erfahrungen vom Strand.

Es machte sich bei Beiden ein Bestreben bemerkbar, keine der Anderen den Platz zu räumen. Frau Rangl erhob sich nicht eine Sekunde eher zum Aufbruch als Frau Müller und diese nicht früher als Frau Rangl. Sie waren auch immer die Letzten, als ob jede fürchtete, die Anderen einen Moment allein in der Gesellschaft zurückzulassen, aus Angst, diese könne irgend etwas ausplaudern.

Glossen zur Ehe

Die Ehe entsteht durch freie Handlungen freier Menschen. Und daß das Wort, das fürs Leben verbindet, zurückgenommen werden kann, das haben die Klugen errungen, die so ausgezeichnet Bescheid wissen über die Beweglichkeit des Herzens. Man ist heute weit davon entfernt, die Menschen überlebensgroß malen zu wollen und man leidet durchaus nicht mehr daran, daß der Mensch nicht so groß ist, wie man ihn sich noch vor hundert Jahren einredete. Deswegen prangt die Entscheidung im Gefechtbuch unter den Errungenschaften unserer Zeit, also geben viele ohne allzugroße Bedenken ihr Wort — um es eines Tages zu brechen.

Es kommt vor, daß diese Rechnung stimmt. Aber das ist außerordentlich selten. Jene Mehrheit, die den grauen Alltag nicht auch in der Zukunft wittert und sich auf ihn einstellt, die nicht weiß, daß die Ode des Daseins nur durch innerliche Erhöhung nicht durch äußerlichen Wechsel unterbrochen werden kann, lebt in den ersten Tagen nach der Hochzeit in einem Erstaunen, das sie sich gegenseitig mühsam verbergen, wenn sie sich zu beherrschten gelernt haben. Wo nicht Zartgefühl oder Erziehung das Wehntum verbieten, kommen schon jetzt Tränen bei ihr, bei ihm Verdruss. Und beide betrachten neugierig und erschrocken die Stäbe des Gitters, das sie von der Vergangenheit trennt. Und denken an die „Freiheit.“

Aber der Weg steht ihnen ja offen. Der Gedanke wagt einen scheuen Ausblick nach der Scheidung, aber was man da sieht, schwächt den Mut zum Handeln. Die Aussteuer ist gekauft, die Wohnung gemietet. Die Schwiegereltern waren so glücklich und herzlich. Seine Vorfahren würden eine Scheidung nicht verstehen. Ihre teilnahmsvollen Freundinnen können die Schadenfreude nicht ganz verbergen.

Sie haben sich verstoßen und in Gedanken beobachtet. Seit sein Verger zu verrauschen beginnt, sieht er wieder etwas von dem geliebten Mädchen in ihr. Wie sie mechanisch ihr Kleid an ihrem Körper zurecht streicht und es eigenmännig vermeidet, seinen Augen zu begegnen, erinnert sie ihn zu sehr an die süße, erste Zeit, als daß er ihr die verlegende Gereiztheit dieses Morgens nicht verzeihen könnte. Ihre Gedanken sind noch immer bei den herrischen bösen Linien auf seiner Stirn, die er heute zum erstenmal gegen sie gezeigt hat, — die Linien, die sie bewunderte und liebte, wenn er sie gegen die feindselige Welt lehrte.

So fangen sie an, sich vom Groß zu befreien, sich wieder zu finden.

Sie sind zu lange und zu nahe beisammen gewesen, als daß die Erinnerung an das Liebe, das sie von einander empfangen haben, sich je wieder beseitigen ließe und sich am Schluß einer klaren Rechnung ihre Leben wieder auseinander fänden. Was zwischen ihnen sich ereignete, was sie sich getan haben, was jedes vom andern weiß, ist zu einer Gewalt geworden, der gegenüber ihr Wille ohnmächtig ist. Selbst wenn das Auseinanderstreben mitunter zum bewußten, starken Wunsch wird, bleiben sie gefangen in den Armen des gemeinsam Erlebten.

Daher kommt es, daß die vielen Ehen, in denen die starke Liebe nicht dauerte, gleichwohl fast immer bestehen bleiben. Den Vertrag hätten die Gatten längst oft zerrissen. Aber die Ehe ist eben

nicht bloß Vertrag. Von der Gestalt des andern, dessen Seele man mit tausend Gedanken durchdrungen hat, dessen Gesicht mit jeder leisen Regung für immer vor uns steht, verblaßt jeder trennende Entschluß. Frei waren die Gatten, als sie sich nahe traten. Stunden der Liebe umschließen sie nun wie der Wald ein Försterhaus. Die Ehe ist Schicksal geworden.

Frauenstudium

Die Berliner Hochschulen zählen in diesem Sommer eine so zahlreiche weibliche Hörerzahl, wie noch niemals in einem Sommer zuvor. 819 Frauen sind immatrikuliert. Davon treffen 717 auf die Universität, 88 sind als Auditorinnen mit einem Erlaubnischein des Rektors auf vier Semester zugelassen. Dazu kommen die neuen weiblichen Studierenden an der technischen Hochschule, 2 an der Bergakademie, 3 an der Akademie der Künste. In der theologischen Fakultät sind 3, in der juristischen sogar 15, in der medizinischen 156 und in der philosophischen 543 eingeschrieben. Von den Ausländerinnen stammen aus Russland 59, aus Amerika 23, aus Österreich-Ungarn 17. 133 Damen geben Neu-Philologie im allgemeinen als Arbeitsgebiet an, und selbst so abgelegene Gebiete wie vergleichende Sprachwissenschaft, Orientalistik und Sanskrit werden von je einer Dame „traktiert“. Nicht weniger als 115 Damen sitzen in den germanistischen Hörsälen, obwohl nur der eine Ordinarius, Prof. Dr. Erich Schmidt, ihnen den seitigen geöffnet hat. Besonders auffällig ist die verhältnismäßig große Zahl der Damen, die sich der reinen Philosophie zuwandten. Seltsam aber bleibt, daß die Psychologie, eine Wissenschaft, deren Beherrschung die Frauen doch sonst so sehr für sich beanspruchen, und die spezifisch weibliche Pädagogik, nur je eine Dame haben fesseln können.

Tuberkulosebekämpfung durch Sonnenbehandlung

Durch Veröffentlichungen des schweizerischen Chirurgen Dr. Rollier war bekannt geworden, daß an schwerer Knochentuberkulose Erkrankte, die monate- und jahrelang in chirurgischer Behandlung gewesen sind, ohne daß Erfolg zu erzielen war, durch Sonnenbehandlung zur Besserung und sogar zur Heilung gekommen sind. Durch dieses günstige Resultat veranlaßt, hat nun, wie der „Kölner Stadtanz.“ meldet, die städt. Verwaltung in Köln, auf Anregung von Herrn Dr. Badenheuer, der sich von der Heilwirkung dieser Behandlung persönlich überzeugt hat, sich entschlossen, fünf an schwerer Knochentuberkulose leidende Kinder auf längere Zeit auf Kosten der Armenverwaltung in die Heilstätte nach Leysin zu entenden. Die Kinder, die trotz jahrelanger Behandlung in Kölner Hospitäler nicht zu heilen waren, sondern langsam Sichtum zu verfallen drohten, wurden vor circa zwei Wochen durch die städtische Fürsorgestelle für Lungenerkrankte in die Heilstätte Leysin überführt. Auf das Resultat dieser Versorgung ist man sehr gespannt.

Eristenzminimum in einer schweiz. Großstadt

Die stadtzürcherischen Betreibungsbeamten haben für den Vollzug der Lohnpfändungen Grundsätze aufgestellt, die in einer gemeinsamen Sitzung mit der erinstanzlichen Aufsichtsbehörde (Bezirksgericht Zürich) deren Billigung fanden. Danach betragen die Normalansätze für das Existenzminimum für männliche ledige Personen monatlich 100 Franken, für weibliche ledige Personen 90 Franken. Auf Eheleute ohne Kindertreffen 145 Franken, bei Kindern bis zu 6 Jahren kommt ein Zuschlag pro Kind und Monat von 16 Franken, bei Kindern bis zu 14 Jahren ein Zuschlag von 20 Franken, bei Kindern bis zu 20 Jahren ein Zuschlag per Kind und Monat von Fr. 36 hinzu. Im Sinne der Erhöhung fallen unter anderem in Betracht durch ärztliches Zeugnis nachgewiesene Krankheit von Familienmitgliedern, Ausgaben für Sterbe-, Alters- und Krankenkassen, für Schulgeld, ja auch für Abzahlungen von Möbeln usw.

Kampf gegen die Hausfliege

Der, vielen so harmlos dünkenden Hausfliege scheint man nun überall ernstlich an den Leib gehen zu wollen. So hielt vor kurzem in Paris ein Professor eine flammende Rede über die Schädlichkeit der Fliege und beklagte sich aufs bitterste, daß man in Frankreich die Gefahr, die durch die Fliege der Gesundheit droht, absolut unterschätzt, und verwies auf das Ausland, wo man bereits seit Jahren die Schädlichkeit der Fliegenlarven eingesehen hat und die genügsamen Waren durch Glasstürze, Gazehäuser usw. zu schützen versucht. Nun meldet sich auch in London der Oberstadtpathologe Dr. Hammer zum Wort, indem er auf die ernste Gefahr der Fliege im Sommer hinweist. Er sagt, die Fliege sei Schuld an der so großen Sterblichkeit der Kinder im Sommer. Man kann die Hausfliege in den meisten Fällen für die in der heißen Jahreszeit so häufig auftretenden Diarrhöen und typhösen Erkrankungen verantwortlich machen. Sie vergiftet die Milch, die Butter und andere Nahrungsmittel und ist der Träger der Infektion. Das beste Mittel zu ihrer Bekämpfung ist bis jetzt das Fliegenpapier und sogenannte Fliegenholz, die man in der Luft herumfliegen läßt. Aber, sagt Dr. Hammer, man solle die Fliege nicht erst in den Wohnungen selbst, sondern schon bereits in den Höfen und Gängen, bevor sie noch die Wohnung erreichen kann, zu fangen versuchen, denn in dem Moment, wo sie die Wohnung betritt, hat sie auch schon ihr Gift mitgebracht. Das Hauptaugenmerk sollte man jenen Orten zuwenden, wo sie zu Tausenden sich entwickelt, das sind die Mistabfagerungsplätze, Knochenfäcke und Ställe, und hier sollte man mit allen möglichen Mitteln versuchen, sie sofort zu töten, denn nachdem es durch Beobachtungen gelungen ist, festzustellen, daß die Fliege auch eine halbe Meile zu fliegen vermag, so kann man sich leicht vorstellen, wie viel Unheil sie auf ihrem ziemlich langen Wege anzustellen imstande ist.

